

ohne Bangnis hinausgeschickt...“ — Und Reinhold Schneider erzählt in diesem Buch von seiner Begegnung mit Jochen Klepper, dessen Tod uns damals auf das tiefste erschütterte. Er berichtet über seinen ersten Besuch bei Jochen Klepper (S. 112). „...Aber die Sorge war schon eingedrungen, Frau Klepper hielt sich auf dem Balkon zurück und trat erst vor, als er mich hinausführen wollte. Da ich nie nach Lebensumständen frage, war ich nicht vorbereitet... Dann kamen die zwei Töchter aus ihrer ersten Ehe, die, wie sie selbst, Jüdinnen waren. Niemals betrat er ein Haus, wo seine Frau nicht willkommen gewesen wäre oder den leidenschaftlich geliebten Konzertsaal, wenn sie nicht an seiner Seite war. Die schmachliche Abkehr einiger Freunde — wenn man sie so nennen darf — nach seiner Heirat, streifte er kaum; doch hat er sie wohl nicht überwunden“ (S. 115). „Erst von Klepper“, so schreibt Schneider, „bin ich auf den ganzen Ernst konfessioneller Gegensätze geführt worden. Er rang inständig um ihr Verständnis. So waren die Kräfte, von denen wir lebten, die uns leiteten, sehr verschieden; der Anstoß war derselbe: die Zeit, die über allen unseren Stunden unbeweglich dunkelte. Immer deutlicher legte sie ihm einen ehernen Verzicht auf, wenn er das Letzte: das Haus, die Frau, die Kinder, die Reinheit seines Strebens behaupten wollte. Der Verzicht muß ihm sehr schwergefallen sein (S. 114). ... Jochen Klepper hat die Enttäuschung nie verwunden, daß die Kirche als Kirche zu den Frevlern am Tempel geschwiegen hat. Das Leben in Deutschland wurde unerträglich (S. 155). ...Entschieden war es auch, daß die Familie in dem Mietshause nicht mehr wohnen konnte. Sie hatten in der Nähe der Berliner Straße ein Grundstück erworben und bauten dort das Haus, wo wir unsere besten und ernstesten Stunden haben sollten (S. 113). ...Auch das Haus in Südende sollte Klepper letztes nicht sein; die Staatsbaumeister entwarfen, blind im Angesichte der Katastrophe, die phantastischsten Projekte und beschlagnahmten das Gelände für die Ruinen von Selinunt. Unter unsäglichen Mühen mit zähestem Geschick erwarb die Familie ein Stück Erde in Nikolassee, schmal wie ein Handtuch: während er auszog und wieder baute, dichtete Klepper am Lutherroman, dem „Ewigen Haus“. Es sollte der Eingang ins Ewige sein, dunkles Tor. Zum letzten Mal sprachen wir uns im Dezember 1941 in Berlin durch das Telefon. Ich hatte den törichten Argwohn, daß er meinen Besuch nicht wollte: Ich hätte mir sagen sollen, daß er ihn mir freistelle, weil er nicht wollte, daß ich mich belaste. Seine Frau besuchte mich in Freiburg, schattenhaft durch die Menschen gleitend, so wie sie mir dann an einem Mai-tag im Menschengewühl am Zoo entglitt (S. 116/117). ...Sein Geschick ist nur deutbar aus seiner Auffassung von der Ehe...“ (S. 117). So geschah denn, als die Tochter, wie es hieß, als „Geltungsjüdin“ den gelben Stern tragen sollte und die Deportation bevorstand, das, was Reinhold Schneider schreibt: „...Als ihm aber die Macht des Verbrechens die gelobte Gemeinschaft und Verantwortung nicht mehr erlaubte, nahm er seine Frau und die jüngste Tochter an der Hand und eilte zu Gott, ehe er sie gerufen hatte. Es war ein Akt des Glaubens: Schütze, die ich nicht mehr schützen kann!... Das Problem stellt sich in einer Gestalt, auf die es keine Antwort gibt...“ (S. 117/118).

Und Reinhold Schneider bekennt: „...Aber diese Dinge haben mich, mein Verhältnis zu Welt und Geschichte, verändert. Es wurde mir deutlich, daß sie nur gesteigerter Ausdruck der Geschichtstragödie sind, der unabänderlichen. Wer sie bejaht, kann der Mitschuld nicht ausweichen, auch wenn er alle Überschreitung verurteilt. Wer sie aber nicht bejaht, wie soll der leben? Und ruft die Verneinung nicht wieder Schuld herauf? Denn an dem Auftrag, das Irdische zu verwalten, kann ja nicht gezweifelt werden. Wenn nun die Verwaltung nicht mehr möglich ist ohne Verantwortung für nicht Verantwortbares: Wie soll dann verwaltet werden? Ich sah mich vor das nackte Kreuz gedrängt und verharre in dieser Stellung...“ (S. 195).

Und immer wieder stellt Schneider die Frage nach der eigensten Verantwortung: „...Es ist zugleich die Frage der Verantwortung für die Welt, die der Verwandelten eines verwandelten Volkes bedarf. Wohin der Weg geführt hätte, ist eine Frage an die Gnade: und eben eine solche Frage ist der ganze Inhalt der Geschichte, Inhalt und Auftrag... Der Engel stand in den Trümmern dicht vor uns. Wir waren nicht gegürtet und beschuht. Er fragte; er ging. Am Verhältnis zur Schuld hat sich die Stunde entschieden...“ (S. 211). Und wiederum ist es kennzeichnend, wenn er nun von jenem 8. Mai 1945 schreibt: „...Als die Mauer gefallen war, wurde die Geschichte transparent. Jerusalem erschien über den Ruinen. Unter dem Gewichte maßlosen Leides legte Juda Zeugnis ab. Denn es erwies sich als dulddend bewegende Mitte, als unvernichbar: als brennendes Ärgernis, mit dem Kreuze beladen wider sein Bekenntnis und seinen Willen, und sogar wider sein Gesetz, nach dem geoffenbarten Plan. Unwidersprechlich zeigte sich die Ewigkeit des Bundes...“ (S. 210).

G. L.

Karl Stern: Die Feuerwolke. Salzburg 1955. Verlag Otto Müller. 319 Seiten.

Die Veröffentlichung einer Selbstbiographie bedarf immer der Rechtfertigung. Nur ganz berühmte Männer dürfen auf ein Interesse an ihrer Lebensgeschichte auch dann rechnen, wenn diese Geschichte an sich uninteressant ist und ihre Kenntnis nichts beiträgt zum Verständnis der besonderen, z. B. wissenschaftlichen Leistung eines Menschen. Wenn die Selbstbiographie Karl Sterns ganz außergewöhnlich interessant genannt werden darf, dann nicht, weil Stern heute Chefarzt der Nervenklinik von Ottawa ist, sondern weil in diesem Leben deutsch-jüdische Zeitgeschichte und jüdisch-christliches Geschichtsverständnis in ungewöhnlicher Weise Gestalt geworden sind. Das Buch ist in erster Linie die Geschichte einer Konversion. Es gibt viele sehr private Konversionsgeschichten. Sterns Geschichte hat — bei aller lebendigen persönlichen Färbung — einen exemplarischen Charakter. Es liegt eine bruchlose Logik in diesem inneren Weg, angefangen von der bewußten Besinnung auf das eigene Judentum über die zionistische Jugendbewegung zur Orthodoxie und von dort zur Erfüllung des Judentums in Christus und der Kirche. Das alles wird in diesem Buch nicht lehrhaft vorgetragen, sondern ist eingebettet in das bewegte Leben eines deutsch-jüdischen Psychiaters. In bezaubernder Kleinmalerei erstet vor dem Leser das Haus der jüdischen Tuchhändlerfamilie im Bayrischen Wald. Die Liebe zu dem „unendlich heiteren und liebenswerten Bayern“, in dem sich Provinzialismus mit einem mittelalterlich-katholischen Kosmopolitismus vereint, zieht sich durch das ganze Buch. Den „guten alten Vorkriegsantisemitismus“ will Stern in keine engere Beziehung gebracht wissen zu jener Vergiftung der Seelen, wie sie mit den völkischen Ideen der Nachkriegszeit einsetzte, jener Zeit, in die Gymnasialbesuch, Universitätsstudium und klinische Tätigkeit Stern fällt. Seine Schilderung dieser Jahre wird zu einem sehr persönlichen, aber gerade deshalb so lebendigen Spiegel der Atmosphäre, der Bewegungen und Ideen der Zeit. Beängstigend wirkt auf ihn die Wurzellosigkeit der damaligen Versuche, Europa zu retten. Das europäische Bewußtsein war gleichsam ein esoterischer Luxus geworden, und was Leute wie Thomas Mann oder Georges Duhamel sagten, stand in keiner Beziehung mehr zu dem, was die Volksmassen bewegte. Später wird Stern gerade das am Katholizismus bewundern, daß in ihm die einfachste Hausmagd teilhat an der Weisheit eines heiligen Johannes vom Kreuz. Stern steht in einem allgemeinen Sinne politisch links. (Sein fast naiv-fassungsloses Staunen über die Stahlgewitter-Phraseologie ist wohl eine der wirksamsten Weisen, diese ad absurdum zu führen.) Seine Erfahrungen in der Nazizeit lehren ihn aber, daß die Stärke der moralischen Überzeugungen, „das einzige, worauf es in dieser Welt ankommt“, nicht eine Funk-

tion der scheinbar so wichtigen Trennungslinie zwischen rechts und links ist. Der Zeit nach 1933 gehören die entscheidenden Begegnungen mit dem Christentum an. Kardinal Faulhabers Predigten über Christentum und Judentum gehören dazu; vor allem aber die Bekanntschaft mit einfachen Christen, die an den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs glaubten und die — entgegen den Juden und deren Verfolgern — die Rassenmauer um den Gott vom Sinai für niedergerissen hielten. Dies wurde für Stern zum entscheidenden Erlebnis. Denn war dies nicht die Erfüllung des Prophetenwortes, daß durch den Messias das Wort Gottes auf den fernsten Inseln verkündet werden würde? „Kein Leugnen nützte, — es war geschehn. Wir wollen einen Augenblick darüber nachdenken, daß es einst an der Peripherie des römischen Kaiserreiches ein kleines Volk gegeben hatte, das, wie eine Insel im Meer von tausenderlei Glaubensbekenntnissen, eifersüchtig den kostbaren Schatz der göttlichen Offenbarung hütete, — und hier stand ich nun, zwei Jahrtausende später, und hörte auf die Worte derer, die nicht im Fleische zu Israel gehörten, aber den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, den Gott Moses', Isaiahs und Hiobs verteidigten, als wäre ihr eigenes Leben in Gefahr.“

Von diesem Erlebnis bis zur Anerkennung Jesu als des Sohnes Gottes und der Taufe liegen noch einmal zehn Jahre bewegter innerer und äußerer Ereignisse, Gespräche mit Martin Buber, Emigration nach England und Kanada. Heirat, Begegnung mit Maritain und Pater Couturier, immer begleitet von der Erinnerung an die „Kaspar Russens und die Hausmägde“ in München und Heidelberg, die „die Aura harter Arbeit, die Rechtlichkeit der Psalmen und den Frieden des Evangeliums“ verbreiteten. Sie „gerieten nicht in Verwirrung. Wie die Fledermäuse im Dunklen ihren Weg finden dank der von ihnen ausgestrahlten Überschallwellen, sandten diese Menschen ständig die Ausstrahlung von Gebeten und Opfern in ein dunkles Universum, und von irgendwoher kam ein Echo zurück. Auf diese Weise verloren sie nie ihre Orientierung. Auf diese Weise konnten sie auch die verwirrendste Situation auf eine einfache Formel bringen. Ihre Welt war vom Evangelium vorgezeichnet“. Babette Klebl, eine Magd, sagte ganz einfach: „Was wollen sie den Juden antun? Das wird ein schlimmes Ende nehmen, weil unser Herr Jesus selbst ein Jude gewesen ist.“ Diese Feststellung war einfach und intelligent. Berdjajew und Maritain sagten wirklich nichts anderes. Sie sagten es nur auf eine abwechslungsreichere und interessantere Weise. Nichts hat mich mehr von der Göttlichkeit der Kirche überzeugt als diese organische Kontinuität zwischen den Klebls einerseits und den Berdjajews und Maritains auf der anderen Seite. Ich bin überzeugt, daß ohne die Kirche die Klebls nicht die adeligen und weisen Geschöpfe sein würden, die sie sind, und daß Intellekt ohne Demut die größte zerstörerische Macht auf der Welt ist.“

Der Schritt Sterns in die Kirche ist darum so gewichtig, weil er sich sozusagen „auf der Höhe des Problems“ vollzieht. Lange Zeit glaubt er an die Möglichkeit „Jude zu bleiben und doch das Geheimnis Jesu in sich zu bewahren“, — etwa im Sinne Welfels. Die Taufe erscheint als so etwas wie Fahnenflucht aus der Solidarität des jüdischen Schicksals. Aber dieser Gedanke trägt nicht mehr. „Denn in der jetzigen Verfolgung durch die Nazis wurden die Juden, zum ersten Mal in der Geschichte seit Christi Erscheinen, nicht wegen ihrer Religion verfolgt, sondern einzig und allein wegen ihrer Rasse. Ich hatte es ja in Deutschland selbst erlebt, daß jüdische Christen häufig schlimmer daran waren als wir, die auch der Religion nach Juden waren. Sie wurden von den „Christen“ als Juden und von den Juden als Abtrünnige abgelehnt. Sie teilten das Los Christi, von dem Pascal sagt, er sei ebenso unerwünscht bei Heiden wie bei Juden. Also konnte die Taufe nicht länger als eine Flucht aus dem jüdischen Schicksal ausgelegt werden. In dieser Hinsicht hatte Hitler, ohne es zu wollen, einer geistigen Streitfrage zur Klärung verholfen. Das Christwerden ist für den Juden ein

merkwürdig paradoxer Vorgang. Einerseits bedeutet der Eintritt in die Kirche für ihn nicht die Absage an alles was vorher war, sondern er ist nichts als die Erfüllung seines Judentums. Aber eben deshalb bedeutet sie auch die Aufgabe seiner völkischen Existenz. Stern ist mit Ricarda Huch der Meinung, daß die Juden das einzige Volk sind, das nicht ein Volk bleiben und zugleich christlich sein kann. „Christus fordert ein zweifaches Opfer von seinem Volk: nicht nur der individuelle Adam muß sterben, um sich in Ihm aufzulösen, auch die Gruppe mußte aufgelöst werden“ — eine Bemerkung, die nach der Verwirklichung einer profanen jüdischen Existenzform im Staat Israel vielleicht ihre Gültigkeit verloren hat.

Eine ART LEHRHAFTEN Extrakt seines geistigen Weges gibt Stern am Ende seines Buches, in einem Brief an seinen Bruder. Dieser Bruder Ludwig gehört sehr eng zu Sterns Leben. Er ist einen anderen Weg ebenso konsequent gegangen wie Karl Stern den seinen. Er ging ganz auf in der zionistischen Bewegung und leistete in der Zeit nach 1933 Großartiges, vor allem in der Fürsorge für jüdische Kinder. Im KZ war er unerschütterlicher Halt für viele inmitten der allgemeinen Demoralisierung. Er ging dann nach Palästina, wo er in freiwilliger Armut beim Aufbau einer Kommune am Fuße des Karmel tätigen Anteil nahm. Seines Bruders Orthodoxie blieb ihm ebenso fremd wie sein späterer Übertritt zum Christentum. „Palästina wird nicht durch Fasten wiederaufgebaut“, antwortete er einmal auf die Vorhaltungen eines Synagogendieners. Auf Ludwigs Frage schreibt Stern eine Reihe von Gedanken nieder, Gedanken, über Gott, Religion, Wissenschaft, Christentum und Kirche, Gedanken, die nicht nur erklären sollen, wie er Christ wurde, „sondern auch den Christen helfen sollen, ihre Brüder, die Juden, besser zu verstehen“. Dabei kommt Stern auf jene von Buber mitgeteilte chassidische Erzählung zu sprechen, in der ein Rabbiner auf die Ankündigung, der Messias sei gekommen, aus dem Fenster schaut und sagt: „Ich sehe keine Veränderung.“ Diese Geschichte ist für Stern die ganze geistige Geschichte des Judentums der letzten 2000 Jahre. Er stimmt der Bemerkung des Rabbiners nicht bei. Für ihn ist die Messiasverheißung in Christus erfüllt. Die Erwartung einer automatischen Veränderung der Welt würde auf eine Leugnung der inneren Freiheit hinauslaufen. Andererseits aber ist die messianische Ungeduld die Erwartung der Fülle der Erlösung, ein Element, das im christlichen Bewußtsein heute allzu verblaßt ist. Der messianische Skeptizismus der Juden, ja ihre Existenz als Juden sind deshalb ein ständiger Stachel im Fleisch der Christen. „Wenn der heilige Paulus sagt: ‚Die Verstocktheit eines Teils von Israel wird solange dauern, bis die Vollzahl der Heiden eingetreten ist‘ (Röm 11, 25), prophezeit er nicht nur, sondern ermahnt die Heiden. Vollzahl ist nicht nur numerisch gemeint, sondern hat auch eine qualitative Bedeutung. Bis die Heiden nicht eingehen in die Fülle, können sie von den Juden nicht erwarten, daß sie sehend werden.“

Robert Spaemann

Diese Besprechung ist ein Vorabdruck aus der Monatsschrift „Wort und Wahrheit“ (Herder, Freiburg i. Br.).

Sinzheimer, Hugo: Jüdische Klassiker der deutschen Rechtswissenschaft, Frankfurt a. M.: Klostermann. 1953. XXVII, 253 S. (Frankfurter Wissenschaftliche Beiträge, Rechts- und Wirtschaftswissenschaftliche Reihe, Bd. 7), brosch. 18.50, geb. 21.50.

Diese Buchanzeige von Dr. Karl S. Bader, Professor für Rechtsgeschichte in Zürich, hat über Deutschland hinaus, ja, besonders im Ausland, Aufsehen erregt. Mit freundlicher Erlaubnis des Verfassers, des Verlages und der Redaktion veröffentlichen wir diese Besprechung aus der „Juristenzeitung“, 20. April 1955 (10, 8) S. 254.

Die hier vereinten zwölf Essays des in der Emigration verstorbenen Gelehrten müssen aus der Situation heraus verstanden und gewürdigt werden, in der sie geschrieben wur-